Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger
1916

83 (7.4.1916) 2. Beilage des Pforzheimers Anzeigers

Visual Library

2. Beilage zu Nr. 83 des Pforzheimer Anzeigers.

Freitag, den 7. April 1916.

Das Totenfeld von Maizeray.

Wir nähern uns im Woevregebiet den französischen Gräben. Und plötzlich erstarrt der Blick. Da liegt einer, ein Franzose, der nicht mehr wirklich, sondern zu einem Schreckgespenst geworden ist. Nur noch zusammengefallene, faulende Kleider deuten die Umrisse eines mit eingezogenen Beinen und ausgebreiteten Armen auf den Rücken hingestreckten Mannes an. Unter dem morschen Käppi aber grinst ein hohler Schädel nach dem Himmel. Entsetzt will der Blick ausweichen und fällt auf einen Tornister. In seinen Riemen hängt ein Stück Tuch, durch dessen Löcher sich die Sparren der Brustrippen eines Mannes drängen. Ein paar Schritte davongerollt ist der Schädel, Gaumenbein und Oberzähne nach oben steckt er mit der Stirnwölbung im Lehm. Und da liegen zwei Stiefel, aus denen ein Wadenbein ragt. Zwei Hosenbeine — kaum erkennt man noch die rote Farbe —, aus deren zerfranstem Kniestück ein Oberschenkel mit den zerfaserten Kniesehnen lugt. Und so liegen die vergehenden Schemen im hellen Nachmittagssonnenschein, einer neben dem anderen, einzel und in Haufen zusammengerüttelt, so weit ich sehen kann, das ganze Feld mit dem Abfall bedeckt, den die Männer und das, was sie am Leibe tragen, nun in wirrem Durcheinander bilden. Da liegt eine Blechtasse. Im Henkel hängen noch Knochenfinger. Gräßlich, erschütternd, nicht in Worte zu kleiden, das alles! Nur wegschauen! Aber da kommt keiner vorüber: da liegt ein Kopf, dem irgend eine grausige Laune der Natur nicht erlaubt hat, zu Staub und Asche zu verfallen. Er ist zu einer fahlen, zementgrauen Mumie geworden. Eine steinerne Maske mit allen Zügen, die der Lebende trug, und das Entsetzliche ist — der Kopf lacht. Er traust die farblosen ledernen Lippen, er verzieht die Wangen, er verhöhnt uns, daß er schon an dem Ziele ist, dem wir alle auf dunklem Pfade zutreiben. Und das ist ein anderer Eindruck, der noch eisiger durch die Adern kriecht. Einen Gefallenen hat eine französische Flügelmine verschüttet. Nur die Hand mit dem Saume des blauen Mantelärmels wächst aus dem dünnen Hügel, der seine Gestalt noch ahnen läßt. Und auch diese Hand ist nicht verwest, sondern zu Fettwachs geworden, die schlohweißen Finger sind wie brüchige, geknickte Talglichter, dick aufgelaufen und doch noch eine Menschenhand, die hinaufgreift nach dem Licht, als wolle sie krampfhaft danach fassen und sich festhalten am Leben, am armseligen, bischen Leben, das rings in jeder Märzknospe der bloßen Grashälmchen noch pulst. Sie vertrallt sich in meinem Blick, diese unselige Hand. Ich sehe ihre zerdunsenen Linien, und sie gewinnt wieder Form. Und ich denke mir: Irgendwo hat diese Hand zum letzten Male eine Frauenwange gestreichelt, irgendwo Abschied genommen von einem daunenweichen Kinderhändchen, und nun ist es die größte Barmherzigkeit, die das Schicksal aufgebracht hat, daß niemand von denen, die ihn liebten, den Toten wiedersehen kann. So wiedersehen kann, wie ich ihn gesehen habe. Es wird ihn niemand wiedersehen. Diese Unglücklichen waren eine französische Sturmkolonne, die, als sie eben aus dem deckenden Graben vorbrach, von der deutschen Artillerie dahingemäht wurde, daß auch nicht einer entkam. Aber dreizehn Monate haben die Franzosen nur wenige Meter von den Gefallenen im Graben gelegen, dreizehn Monate haben sie in die verfallenden Antlitze der Kameraden geblickt, die vordem bei Spiel und Sang mit ihnen im Unterstand gesessen hatten, und es hat sich keine Hand gerührt, um die Toten zur würdigen, mitleidigen Grabesruhe zu bestatten. Das wäscht kein Jahrhundert wieder von der französischen „Kultur", das Totenfeld von Maizeray ist ein gesprochenes Urteil über ein Volk, das seiner selbst vergaß, als es seine gefallenen Helden nicht ehrte.

Deutsche Landstürmer graben, in der Reichweite der französischen Geschütze, in einem mit Blindgängern und tückischen Handgranaten gespickten Boden eine Zeile Gräber. Deutsche Barbaren haben ein paar Dutzend weiße Kreuze bereitgestellt. Wenige Stunden noch, dann deckt Allmutter Erde die Schädelstätte von Maizeray, und deutsche Worte sprechen zum Wanderer vom tapferen Feind, der für sein Vaterland fiel. Und wie ich unsere Landstürmer kenne, spricht einer der Graubärte ein Kindergebet, das einst den Knaben die Mutter lehrte, wenn er bei der talggewordenen Totenfaust des samtenen Kinderhändchens gedenkt, das zum letzten Male darin lag, als der tote Franzose Abschied von seinem Hause nahm.

W. Scheuermann, Kriegsberichterstatter.

Vermischte Nachrichten.

— **Hindenburgs** Vater wurde im Jahre 1855 mit seinem Regiment nach Glogau versetzt. In dieser Stadt wurde der junge Paul in die Anfangsgründe des Wissens eingeführt. Er besuchte die evangelische Bürgerschule, die neben dem Wohnhaus seiner Eltern lag, und wurde zu Ostern 1857 in die Sexta des Gymnasiums aufgenommen. Nach Besuch der Sexta und Quinta war die Zeit genaht, da der zukünftige Offizier in das Kadettenkorps eintreten sollte. Das Schlußzeugnis des Gymnasiums vom 1. April 1859 lautete nach den Mitteilungen Bernhard von Hindenburgs folgendermaßen: „Paul Louis Hans von Hindenburg, geboren den 2. Oktober 1847 zu Posen, Sohn des Hauptmanns und Kompaniechefs Herrn von Hindenburg hierselbst, evangelischer Konfession, hat die untengenannte Anstalt seit Ostern 1857 besucht und zuletzt ein Jahr in Quinta gesessen. Eine schwere Erkrankung hinderte ihn, während der größeren Hälfte eines Vierteljahres am Unterrichte teilzunehmen; sonst war sein Schulbesuch meist regelmäßig. Sein Fleiß war früher zu loben, ließ aber in letzter Zeit etwas nach. Sein Betragen war, einige Plauderhaftigkeit abgerechnet, gut. Seine Leistungen waren nach der letzten Vierteljahrszensur in der Religion, im Lateinischen, Französischen und in der Geographie hinreichend, und im Deutschen gut; nur im Rechnen wollte es ihm nicht gelingen, den Ansprüchen zu genügen. Danach kann er als im allgemeinen für Quarta reif angesehen werden. Er verläßt die Anstalt, um auf die Kadettenanstalt zu Wahlstatt überzugehen, wozu wir ihm den göttlichen Segen wünschen." — Im Kadettenkorps in Wahlstatt herrschte damals noch eine viel strengere und rauhere Zucht, als dies in den heutigen Kadettenanstalten der Fall ist. Aber der schon zu jener Zeit für seinen Beruf begeisterte Hindenburg sah in der Strenge der Anstalt nur eine unerläßliche und darum erwünschte Fortbildung zur Erlangung des Offiziersgrades. Noch in späteren Jahren dachte er mit Dankbarkeit an die als Kadett verlebte Zeit zurück, die ihn zum entschlossenen Manne machte. Daß der jugendliche Kadett sich trotz des strammen Drills seine kindliche Frische bewahrte, geht aus den Briefen hervor, die er zu Beginn seiner Kadettenlaufbahn nach Hause sandte. So hieß es in seinem ersten Weihnachtsbrief: „Da ich aus Freude darüber, daß die Ferien nahe sind, nicht weiß, was ich machen soll, so setze ich mich hin und schreibe, denn dabei denke ich immer an Zuhause. Um eine Einladung und um die Erlaubnis, zwei Kadetten (resp. hungrige) zum Frühstück mitzubringen, habe ich Euch schon gebeten. Bitte, schickt mir keinen Mantel, wenn Ihr aber so gut sein wollt, mir einen Fußsack zu schicken, wenn es sehr kalt ist, so würde dies mir ganz angenehm sein, und in diesem wird sich wohl Munition befinden.... Meine Weihnachtswünsche: 1. Tuschkasten, 2. Messer, 3. Buch (Schmöker). Womöglich der Waldläufer oder Pfadfinder. Das Uebrige überlasse ich Eurer Güte. Album —? —? —?" Das Jahr 1863 war für den jungen Kadetten und die Seinen von einschneidender Bedeutung. In diesem Jahre starb Hindenburgs Großmutter, der Vater nahm als Major Abschied und zog nach dem Gute Neudeck, dessen Besitz nun an ihn fiel. Im April des gleichen Jahres bezog Paul von Hindenburg die Hauptkadettenanstalt in der Neuen Friedrichstraße in Berlin. Denn während heute die nach Sekunda versetzten Kadetten nach Groß-Lichterfelde kommen, wurden sie damals nach Berlin gesandt. In Berlin brachte Hindenburg die Sonntage bei seiner gastfreien Tante Knippka in der Wilhelmstraße zu, wo auch seine Vettern von Weller verkehrten, deren einer jetzt als Generalleutnant im Felde steht. Wie sehr die immer mehr erstrahlende Liebe Hindenburgs zum Soldatenstande ihn beflügelte, beweist der Umstand, daß er bereits nach sechsjähriger Kadettenzeit in die Selekta versetzt wurde, was eine besondere Auszeichnung bedeutete. Hierdurch ersparte er die Fähnrichszeit in der Armee. Zwölf Monate später, 1866, also vor 50 Jahren, wurde Hindenburg im Alter von 18½ Jahren in das dritte Garderegiment zu Fuß in Danzig einberufen, und im selben Jahre zog er in den Krieg. Und da erwies sich der Leutnant von Hindenburg als einer der Tapfersten, wovon die Regimentsgeschichte des 3. Garderegiments bleibendes Zeugnis ablegt. Hier heißt es wörtlich: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnans von Hindenburg Kartätschfeuer. Von Rosberitz aus war eine Batterie herbeigeeilt und hatte auf nächste Entfernung das Feuer gegen diese Abteilungen eröffnet. Nach kurzem Schnellfeuer warf sich Leutnant von Hindenburg im „Marsch! Marsch!" auf die Geschütze! — — Von einer Kartätschkugel am Kopf gestreift, sinkt Leutnant von Hindenburg einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er schnell wieder aufspringt, sieht er bereits drei Geschütze in Händen seiner Leute, während zwei andere Geschütze, das eine von drei, das zweite von einem Pferde gezogen, zu entkommen suchen. Auch diese beiden Geschütze werden von der 5. Kompanie erobert, als sie in einem Hohlweg stecken bleiben." Hindenburg erhielt für jene Leistung in seinem ersten Leutnantsjahre den Roten Adlerorden.

— **Eine französische Herausforderung an Immelmann.** Italienische Blätter melden, der französische Flieger Navarre habe dem deutschen Fliegeroffizier Immelmann, dessen Standort er erfahren habe, eine Herausforderung zum Luftzweikampf aus den Wolken herabgeworfen, in der es heißt: „Der französische Flieger Navarre, Ritter der Ehrenlegion, beehrt sich, den deutschen Flieger Ingelmann (so schreibt die „Tribuna" den Namen), mit dem eisernen Kreuz vierter Klasse (!) ausgezeichnet, herauszufordern, sich mit ihm über der französisch-deutschen Kampflinie zu messen." Hierauf erfolgte Angabe von Tag und Stunde. Nach der italienischen Meldung sei Immelmann zu der festgesetzten Zeit nicht erschienen (!) ganz natürlich, denn ein deutscher Flieger hat wichtigeres zu tun, als mit einem französischen eine Theatervorstellung zu geben.

— Daß der Orden **„Pour le mérite"** ein sehr „brauchbarer Orden" ist, hat im deutsch-französischen Kriege 1870/71 „unser Fritz", der spätere Kaiser Friedrich entdeckt, was den Offizieren, die diesen Orden in diesem Kriege erhielten, in Erinnerung gebracht sei. Der im Jahre 1887 verstorbene General von Baumeister, der als Auszeichnung für seine Tapferkeit in der Schlacht bei Königgrätz den Orden erhalten hatte, befehligte 1870 vor Paris als Oberstleutnant das 10. Grenadier-Regiment und bekam bei Chevilly-L'Hay einen Schuß, der ihn zweifellos tödlich in den Hals getroffen haben würde, wenn die Kugel nicht an dem genannten Orden abgeglitten wäre. Die Kugel entstellte natürlich den Orden, und als der Kronprinz davon hörte, befahl er, daß Oberstleutnant von Baumeister sich Ersatz in Versailles holen sollte. Hierbei bemerkte er dann, daß der Orden pour le mérite „doch ein sehr brauchbarer Orden" sei.

— **Von den Gänsen des Kapitols** in Rom bis zu den Brieftauben des Feldzuges 1870/71 ist eine ganze Reihe von Berichten über das Verhalten der Vögel im Kriege festgestellt. Da heute auch die Brieftauben durch den Telegraph und den Fernsprecher überflüssig wurden, können wir im jetzigen Kriege eigentlich nur das passive Verhalten der Vögel einer Beobachtung unterziehen. Und zwar handelt es sich hier, wie Prometheus bemerkt, um zwei ziemlich getrennte Gebiete: nämlich um die Vögel in der Heimat und um diejenigen, die in der Kriegszone leben und daher direkt der Einwirkung der Schlachten ausgesetzt sind. Der Umstand, daß bereits Herbst- und Frühjahrswanderungen und auch eine Brutperiode in die Kriegszeit fallen, ermöglicht einen Ueberblick, der im allgemeinen keine sehr wesentlichen Veränderungen erkennen läßt. Im Kriegsgebiet konnte festgestellt werden, daß der Waffenlärm zahlreiche Vogelarten durchaus nicht beunruhigt. Ganz besonders scheinen die Singvögel in dieser Beziehung gleichgültig zu sein. So findet sich in einer älteren Mitteilung der Straßburger Post die folgende bezeichnende Stelle: „Genau um Mitternacht weckte uns vor einigen Tagen das aus großer Ferne herübertönende Geräusch eines heftigen Schießens. Infanterie- und Maschinengewehre wirkten mit Kanonen und Wurfgranaten zu einem bedeutenden Schlachtenlärm zusammen. Nach etlichen Minuten verstummte plötzlich das Krachen, Dröhnen und Knattern: unmittelbar aus dem wilden Aufruhr aber steigt sieghaft durch die Stille der jubelnde Schlag einer Nachtigall, die sich bisher eifrig, aber vergebens bemüht hatte, mit ihrer Stimme durchzudringen." Auch die Amseln und Finken achten kaum auf den Kriegslärm. Dagegen zeigen sich andere Vogelarten, wie die Elstern, empfindlicher. Daß aber alle Vögel sich zumindest in kurzer Zeit an den Kampflärm gewöhnen, geht aus einer Schilderung hervor, die eine italienische naturwissenschaftliche Zeitschrift über die Belagerung von Paris 1870 gibt. „Bevor noch der Einschließungsring geschlossen war," heißt es hier, „donnerten die Forts und die Batterien der Bastionen ununterbrochen Tag und Nacht. Bei den ersten Schüssen aus den großen Belagerungsgeschützen schwirrten die Spatzen, Tauben und auch Amseln kreuz und quer durch die Luft. Die Bestürzung, die auch die Hühner und Enten ergriffen hatte, hielt aber nur zwei Tage an. Dann zeigte jedes Tier wieder das an ihm gewohnte Benehmen. Man konnte beobachten, wie ganze Scharen von Sperlingen nach den Festungswerken zogen, um dort die fortgeworfenen Brotkrumen in aller Gemütsruhe zu verzehren, während wenige Schritte von ihnen entfernt die Riesengeschütze der Forts ihre furchtbare Stimme erschallen ließen." Auch die Zugvögel lassen sich wenig durch den Krieg in ihren Reisen beeinflussen. Die Erfahrung des deutsch-französischen Krieges lehrte, daß die Zugvögel sich zurzeit der Belagerung in den Vorgärten der Pariser Häuser genau wie in den normalen Jahren einstellten. Selbstverständlich zeigen die Vögel in einer Gegend, in der sie sich nur vorübergehend aufhalten, nicht dieselbe Standhaftigkeit. Daraus erklärt sich das aufgestörte Umherstreifen der Seevogelscharen zurzeit der belgischen Kämpfe an der Nordseeküste. Wirklich starke Wirkungen lassen sich meist nur beobachten, wenn zu dem Lärm auch noch andere, den Vogel beeinflussende Hindernisse treten. So ist der Haussperling so sehr an die Nähe von Menschen gewöhnt und auch durch seine Nahrung von den menschlichen Wohnstätten abhängig, daß es nicht wunder nimmt, wenn die von Grund aus zerstörten Ortschaften auch von den Sperlingen verlassen wurden. Auch die Beschießung von Wäldern und die damit verbundene Zerstörung der Nester zwingt die Vögel zum Ortswechsel. In der Heimat wird das Vogelleben im Kriege hauptsächlich durch das Fehlen von Jägern, sowie durch die Sparsamkeitsmaßnahmen in der Landwirtschaft beeinflußt. Während der erstere Umstand eine Vermehrung der Raubvögel bewirkt, werden durch die neuen Moorkulturen vielen Vogelarten bisher beliebte Aufenthaltsorte entzogen.

Die ewige Jagd.

Newyorker Roman von Adolf Schaffmeyer.

15 (Nachdruck verboten.)

Als Vivian in der Türöffnung erschien und Durand erblickte, zuckte sie eine flüchtige Sekunde zusammen, aber ohne ein Wort trat sie an ihm vorbei an die Kommode, wo sie vor dem Spiegel ihre Sachen zu ordnen begann. Dann nahm sie die Puderquaste zur Hand, um ihr verletztes Auge zu bearbeiten, wobei sie ganz leise irgend eine Melodie vor sich hinsummte.

Vivian schien gar kein Gefühl dafür zu haben, daß hinter ihr ein Mann saß, der sie mit seinen kleinen tückischen Augen unablässig beobachtete, in dessen Händen es zuckte, und durch dessen Gehirn sich allerhand wirre und wilde Gedanken wälzten. Der Anblick ihrer gleichgiltigen Ruhe schürte nur seine verbissene Wut.

„Wie lange soll die blöde Komödie noch dauern?", knurrte er sie endlich an, doch auch diesen Worten setzte sie nur eisiges Schweigen entgegen.

„Nimm dich in Acht", fuhr er nach ein paar Augenblicken fort, „daß Du den Bogen nicht zu straff spannst, es könnte Dich gereuen. Ich stehe am Rande des Abgrundes, und ich kann Dir sagen, in meiner Lage ist es einem Menschen ganz gleichgiltig, was er tut. Und noch eins: Du hast mich ruiniert, und wenn ich jetzt zum Teufel gehe, so reiße ich Dich mit hinab."

Es mußte doch wohl etwas am Tone seiner drohenden Worte gelegen haben, das Vivian erschreckte; sie wandte sich herum und suchte die Erstaunte zu spielen.

„Ich?" rief sie, „ich habe Dich ruiniert? Ich möchte wohl wissen, wie?"

„Wer hat mich immer in das Verschwenderleben hineingedrängt, mich aufgereizt, mich tiefer und tiefer hineingetrieben?"

Vivian hatte eine schnippische Antwort auf den Lippen, allein sie besann sich, wie sie in die verzerrten Züge Durand's blickte; es überrieselte sie plötzlich ganz kalt, wie das Nahen einer Gefahr. Eine flüchtige Sekunde überlegte sie, ob sie an ihm vorbeigehen und versuchen sollte, die Tür zu erreichen, aber sie wagte es nicht in dem bestimmten Gefühl, daß er sich auf sie stürzen würde.

Sie stellte sich deshalb mit dem Rücken gegen die Kommode, ihn fest im Auge haltend.

„Du hast immer getan, als ob Du Geld in Masse hättest, Alle im Hause haben dich für reich gehalten."

„Nun, ich habe keins, keinen Cent mehr, und ich brauche Geld — das Messer sitzt mir hier —" er fuhr mit seinem Zeigefinger über die Kehle — zugleich erhob er sich und beugte sich drohend vor, so daß sie instinktiv zurückwich.

„Wenn Du die Hand gegen mich erhebst, so schreit ich und alarmiere das ganze Haus", rief sie, die Hände wie zur Abwehr emporstreckend.

Durand blieb ganz unbeweglich, aber langsam und leise klangen seine Worte: „Wenn Du einen Schrei ausstößt, so — — —" Er endete nicht. Eine Pause intensiver Spannung verstrich, dann wieder seine Stimme: „Ich weiß, daß Du Geld hast, — — lüge nicht, ich weiß es — — Und eine andere Sache: Der Diamantschmuck — — —! Wer hat Dir den gegeben? Du denkst, ich wüßte nicht — — — Du bildest Dir ein, ich glaube an die Geschichte mit dem Pfandhaus — — — —! Du hälst mich für einen blinden Narren — — Ich weiß, wo er herkommt."

Die Stimme zischte ihr entgegen.

Ihre Brust hob und senkte sich, und alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, ihre zitternden Hände tasteten haltlos in der Luft herum. Sie war völlig überrumpelt und machte gar nicht erst den Versuch, zu leugnen, was Durand auf der Stelle erkannte.

„Ich werde den Kerl über'n Haufen schießen. Was liegt mir noch daran?"

Vivian's Augen irrten umher nach einer Stütze, einem Halt, sie fühlte eine Schwäche in den Beinen und wankte nach dem Bett, auf dessen Rand sie niedersank.

„Ich weiß nicht, was Du von mir willst", rief sie mit weinerlicher Stimme. „Du beschimpfst mich, schlägst mich, trittst mich mit den Füßen, drohst mir, was verlangst Du?" Sie warf sich nieder und vergrub das Gesicht in die Kissen, dabei bebte der Körper, als ob er von leidenschaftlichem Schluchzen geschüttelt würde.

Er weiß alles, fuhr es dabei blitzschnell durch ihr Gehirn.

Jemand mußte ihm gesagt haben, daß ein elegantes Auto zweimal mitten in der Nacht vor der Tür gehalten — — Warum hatte der Colonel auch immer darauf bestanden, sie nach Hause zu fahren — — —?

Jetzt war sie in Durand's Gewalt. Denn das hatte ihr der Colonel gleich zu Anfang gesagt, daß er keinen Skandal wolle und jedes noch so kleine Anzeichen eines Skandals ihre Beziehungen sofort zum Abbruch bringen würde. Dabei hatten seine Augen einen kalt stechenden Glanz gehabt, und aus den leicht hingeworfenen Worten hatte sie die eiserne Bestimmtheit herausgehört.

Und ihre eigene Schuld war's gewesen. Warum hatte sie ihm gleich zu Anfang vorgeflunkert, daß sie ganz frei sei und Niemand außer ihrer Mutter ihr zu befehlen habe.

Durand hatte ruhig gewartet, bis der Sturm in ihrem Innern sich legte und sie sich wieder aufrichtete.

„Also, was willst Du von mir?" wiederholte sie.

„Was ich von Dir will? Geld will ich von Dir — Geld. Ich werde Dir vorrechnen, was ich brauche."

Durand, der sich inzwischen eine neue Zigarette angebrannt hatte, zog eine Bleifeder aus der Tasche und begann, auf den Rand der vor ihm liegenden Zeitung allerlei Ziffern zu schreiben, während Vivian vor sich nieder auf den Fußboden starrte.

Alles, was sie seit Jahren geträumt hatte, eines Tages die Bühne zu erobern, eine Operettendiva zu werden, und was jetzt durch einen großen Glückszufall in erreichbare Nähe gerückt schien, war mit einem Schlage durch den Mann vor ihr wieder in Frage gestellt. Wenn Durand seine Drohung in der Tat umsetzte, so tauchte das alles so plötzlich wieder in die Versenkung hinab, wie es aufgestiegen und von ihrer Phantasie schon herrlich aufgebaut worden war. Die ehrsüchtige Mutter hatte ihr ständig in den Ohren gelegen, daß ein Mädchen mit ihrer Schönheit und mit ihrer Stimme auf dem Theater ihr Glück machen müsse, und schließlich war das für Vivian selbst ein Evangelium geworden. Der Spiegel sagte ihr, daß sie hübsch und pikant sei. Einem schlanken, geschmeidigen Körper hatte die Natur ihr gegeben, von der Gelenkigkeit einer Katze, ein Gesicht, das von einer Fülle roten Haares umrahmt war, und aus dem ein paar kecker, lüsterner, roter Augen hervorleuchteten, die voll Begierde und Temperament die irdischen Dinge umfaßten.

Aber Jahre vergingen, und das Glück, das große, immer erhoffte, ging an ihr vorbei. Voll Neid hatte Vivian oft auf die glücklichen Kolleginnen geblickt, die in ihren eigenen Automobilen an den Theatereingängen vorfuhren und in kostbaren Pelzen den Stürmen des Winters trotzten. In einer Stimmung von Verzweiflung und resignierter Gleichgültigkeit hatte sie dann eines Tages Jack Durand geheiratet, aber den kleinen Glücksritter nur zu bald durchschaut und nur darauf gesonnen, ihn glatt und restlos wieder aus ihrem Leben zu löschen. Vollends als der Colonel auf der Bildfläche erschien.

Eine tolle, lustige, überschäumende Nacht war das gewesen, als sie im Hause eines alten Lebemannes mit einigen anderen hübschen Chormädeln, die singen und tanzen konnten, zur Unterhaltung einer größeren Herrengesellschaft erschienen war. Dort hatte sie den Colonel zuerst gesehen und ihn gefesselt. Instinktiv, aber nach der ersten intimeren Unterhaltung hatte Vivian herausgefühlt, daß der elegante weißhaarige Gentleman mit der vornemen Haltung und den feinen Manieren, die auch in dieser ungezwungenen Gesellschaft ein gewisses Etwas von Ritterlichkeit bewahrten, der Mann war, von dem sie immer geträumt hatte.

Und zugleich empfand sie mit dem scharfen Instinkt des Weibes, daß auch die Aufmerksamkeiten des Colonels einen tieferen Ton hatten. Vivian irrte sich nicht. Diese rothaarige kleine Person, deren Haar nicht gefärbt war, und deren weiße Raubtierzähne hinter den roten Lippen so verlockend hervorschimmerten, dieser geschmeidige Körper und dieses Teufelstemperament reizten den Appetit des alten Lebemannes.

Als der Colonel beim zweiten Glase Champagner Vivian in's Ohr kniff und ihr in leisem Flüsterton zuraunte: „Vivian, wie ist's, werden wir einmal in den nächsten Tagen zusammen soupieren?" da wußte sie ihr Spiel gewonnen.

Und alle Träume, die sie seitdem heimlich geträumt, und alle Hoffnungen, die seitdem erwacht und gewachsen waren, die sollten jetzt zugrunde gehen? O nein, Herr Jack Durand, da würde sie bis zum letzten Atemzuge kämpfen. — — —

Durand, der mit seinen Rechnungen fertig geworden war, erhob sich jetzt von seinem Stuhl, schob beide Hände in die Hosentaschen, schritt durch's Zimmer u. blieb endlich vor Vivian stehen.

„Wenn Du's wissen willst, ich brauche morgen dreihundert Dollar. Ich brauche es im Büro", — kam es langsam und leise — „so, nun begreifst Du wohl, was das zu bedeuten hat. Wenn ich das Geld nicht habe, so bin ich verloren."

„Du hast im Geschäft — — —?" Vivian, die jetzt am Tisch stand, wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ja, ich habe," erwiderte er mit frecher Stirn. „Ich habe das Geld genommen, — und Du wirst wohl wissen, wo es hingegangen ist, oder soll ich Dir's vorrechnen?"

Unterschlagen — — er hatte Geld unterschlagen — er war ein Dieb. Hatte sie ihn bisher nur gehaßt, jetzt fühlte sie eine kalte Verachtung gegen den Mann in sich aufwallen. Ein Verbrecher, den man jede Stunde verhaften konnte! Ihre Fingerspitzen glitten an die Stirn hin, die Wange hinunten. Eine Weile blieb es ganz still im Zimmer. Das eine war ganz sicher: es durfte keinen öffentlichen Skandal geben; alles mußte sie aufbieten, um das zu verhindern.

Sie sank am Tisch nieder, mit einem wühlenden Gedanken ringend.

„Ich will Dir sagen, was ich tun will," begann sie endlich mit heiserer Stimme. „Wir schulden Miß Ogletborpe sechzig Dollar und sie hat heute abend das Geld von mir verlangt. Ich habe auf der Bank ungefähr zweihundert Dollar ohne die Zinsen — ich werde dir das Bankbuch geben." Sie schritt an ihm vorüber auf den Schrank zu, holte eine Ledertasche heraus, der sie ein kleines Büchlein entnahm. „Da," sagte sie. Durand nahm das Buch, aber ohne es zu öffnen und ließ keinen Blick von ihr.

„Sieh nach", fügte sie hinzu.

„Dein Wort genügt."

„Das ist alles, was ich habe. Du kannst Mistreß Ogletborpe bezahlen oder nicht, wie Du willst. — Ich habe Dir meinen letzten Cent gegeben. Und hier" — Vivian streifte den Solitär vom Finger und legte ihn auf den Tisch — „den kannst Du versetzen oder verkaufen, das wird vielleicht die Summe vollmachen."

Es war der Verlobungsring. Durand hob seine Rechte wie zur Abwehr, aber heftiger fügte sie hinzu: „Nimm ihn, ich will nicht, daß die Leute mit den Fingern auf mich weisen, und daß sie Dich — — —"

Sie brach kurz ab, Durand wußte wohl, was auf ihren Lippen schwebte.

Wieder herrschte Schweigen im Zimmer. Durand, der am Tisch niedergesunken war, bohrte seine Augen in den Teppich, — er hatte nicht den Mut gehabt, während sie sprach, ihr in's Gesicht zu blicken. Nervös und mechanisch drehte er den Ring zwischen seinen Fingern herum.

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

— Zu den Stoffen, mit denen wir in der Kriegszeit haushälterisch umgehen müssen, gehört auch die Seife. Die völlige Unentbehrlichkeit und der ungeheure Verbrauch an Seife sind Erscheinungen, die sich erst im letzten Jahrhundert entwickelt haben, während die Entdeckung der Seife an sich ziemlich alt ist. Allerdings darf man sich nicht dadurch täuschen lassen, daß in der Bibel wiederholt von Seife die Rede ist. Seife in unserem Sinne kannten die alten Völker nicht. Die Waschmittel, die die Bibel erwähnt, sind das Borith und das Nether, von denen das letztere wohl unsere Pottasche sein dürfte, während unter Borith ein durch Verbrennen von Pflanzen gewonnenes Alkali zu verstehen sein wird. Aegypter, Griechen und Römer haben sich zur Reinigung ihres Körpers in erster Linie der Oele bedient, und die Seife tritt zuerst bei Plinius in Erscheinung, der von der Seife (saxo) als einer nordischen Erfindung spricht. In die Ehre dieser Erfindung haben sich Gallier und Deutsche wahrscheinlich zu teilen. Gewiß ist, daß die Römer der Kaiserzeit aus Deutschland, namentlich aus Hessen, Seifen bezogen haben, allein diese deutschen Seifen wurden nicht zur Reinigung des Körpers, sondern sie wurden vorzugsweise als Verschönerungsmittel eingeführt und benutzt. Für solche Mittel hat ja der römische Luxus reichste Verwendung, und so kann es nicht verwundern, daß man in Pompeii einen ganzen Seifenladen entdeckt hat, dessen Vorräte nach einer siebzehnhundertjährigen Verschüttung noch wohl erhalten waren. Jedenfalls war die Erfindung der Seife einmal gemacht, allein wie sich die Menschheit überhaupt nur sehr langsam von der Unreinlichkeit befreit hat, so hat sie sich auch nur zögernd entschlossen, die schöne Erfindung der Seife so anzuwenden und auszunutzen, wie sie es verdient. Von den Reichen des Mittelalters hat Liebig mit Recht bemerkt, daß sie mit wohlriechenden, kostbaren Spezereien die üble Ausdünstung ihrer Haut und ihrer Kleidung, die nie mit Seife in Berührung kamen, zu ersticken wußten; der Luxus des Mittelalters hat in mancher Beziehung den der Gegenwart übertroffen, ganz allgemein und unzweifelhaft aber war diese Zeit der unserigen an Unreinlichkeit unermeßlich überlegen. Deutsche Seifensieder sind mit Sicherheit seit der Zeit Karls des Großen nachweisbar, doch wurde die Seifensiederei im Haushalte und nicht als Gewerbe betrieben, und eine richtige Seifenfabrikation hat sich erst im 17. Jahrhundert entwickelt. Daß sie aber damals gleich bereits einen bedeutenden Umfang erreicht hat, beweist der Seifensiedereistreit Karls I. von England, der in seiner Geldnot im Jahre 1622 einer Gesellschaft von Seifensiedern ein Monopol erteilte, nach dem diese jährlich mindestens 200 000 Zentner mit 20 000 Pfund Sterling versteuern müßte. Da sich die außerhalb der Genossenschaft stehenden Seifensieder gegen dies Monopol auflehnten, so kam es darüber zu langen Streitigkeiten, die damit endeten, daß die Freiheit des Seifensiedergewerbes im Jahre 1637 wieder hergestellt wurde. Der Gebrauch der Seife beschränkte sich lange Jahrhunderte fast ganz auf die Reinigung des Körpers, während man die Wäsche mit Ausnahme einiger feinerer Stücke mit Lauge behandelte, indem man mit Hilfe des „Laugenbeutels", eines mit Holzasche gefüllten Säckchens durch Aufgießen von heißem Wasser die Lauge bereitet. Allein selbst bei der Behandlung des Körpers mit Seife hat man lange große Vorsicht bewahrt und insofern auch bewahren müssen, als die Seife noch vor einem Jahrhundert wahrscheinlich recht ätzend gewesen ist, sodaß sie die Haut bei täglichem Gebrauche zu sehr angegriffen hätte. Gerade in den letzten 100 Jahren hat dann die Technik der Seifenerzeugung ungemeine Fortschritte gemacht. Bekanntlich ist es Liebig gewesen, der den Verbrauch der Seife als Barometer der Kultur bezeichnet hat (wobei er übrigens der so häufig begangenen Verwechslung von Kultur und Zivilisation zum Opfer gefallen ist). Außerordentlich viel zur Verbreitung der Seife hat unstreitig die Reklame beigetragen, deren Werk in diesem Falle als ein durchaus segensreiches anzuerkennen ist.

— Es ist immer die alte Geschichte: Die Theorie ist meist grau und die Praxis wird dann . . . schamrot! War da, wie die „Kieler Zeitung" schreibt, in einem unserer Harzstädtchen ein Mann, der bei Tag und Nacht wider die „Hamster" zu Felde zog, die in Einfalt und Verblendung jene Schätze sammeln, die zwar nicht Wetter und Rost fressen, die aber dessen ungeachtet in dieser Zeit der Lebensmittelkarten ein Uebel und Frevel sind. Wo dem Publikum Mäßigung in Dauerwurst-, Hülsenfrucht-, und Schmalz-Problemen gepredigt ward, stand Herr Y. sicherlich als erster und letzter am Rednerpult, und wenn in den Zeitungen wieder einmal ein „Eingesandt" erschien, war zweifellos Herr Y. der Urheber. Und er war stolz darauf und freute sich der prangenden Saat, die er im Schweiße seines Angesichts gestreut. Aber es kann der Beste nicht in Frieden leben . . .: Es begab sich, daß in einer dunklen Nacht Diebe dem Heim des im Feldzuge wider die „Hamster" mit Lorbeer umkränzten Herrn einen Besuch abstatteten und auf diesem Streifzuge durch Räucher- und Speise- und Vorratskammern mancherlei Beute machten. Ein paar Tage darauf las man nämlich im Polizeibericht, daß bei einem Einbruch in die Wohnung des Herrn Y. den Dieben ein halbes Dutzend Schinken, stattliche Mengen von Fleisch-Dauerwaren und andere, jedem Sterblichen jetzt doppelt köstliche Dinge in die Hände gefallen seien, während die Unmenschen den Rest des Dutzends Schinken, zu dessen Wegschaffen offenbar die Kräfte nicht ausgereicht, mit Petroleum übergossen und so ungenießbar gemacht hätten.

— Ein Kapitänleutnant, Kommandant eines Kanonenbootes, berichtet, daß er einmal das folgende Gespräch, dicht vor seiner Kabinentür mit angehört habe. Seine bisherige Ordonnanz unterweist den zu ihrer Ablösung kommandierten Matrosen über seine Obliegenheiten: „De Sack is just nicht gefährlich, paß up — he ward nu gliecks ropen: Ordonnanz! Denn gehst du herin und seggst: Ich melde mir zur Stelle! Denn seggt he: Rufen Sie mir mal meinen Burschen! Zu Befehl! seggst du, magst kort Kehrt un marscheerst wedder af. Wenn du denn so en gode Tid long hir buten vor de Döhr täuwt hest, denn geist du wedder herin un seggst: Ich melde, daß er narmens (nirgends) zu finden ist! Denn knurrt he äwer den Burschen, to di äwers seggt he: Ich danke ihnen. Un denn geihst du ganz vergnäugt wedder af. Süh, — dat is dat Ganze!"

— Die Sommerzeit wird auch in Frankreich eingeführt. Der Ausschuß der Kammer nahm den Vorschlag an, die Uhr für die Kriegsdauer eine Stunde vorzustellen.

Von Nah und Fern.

Pforzheim, den 7. April 1916.

** Der Bürgerausschuß beginnt am nächsten Montag mit der Beratung des städtischen Haushaltsplans für 1916. In erster Reihe wird nach bisheriger Uebung der Voranschlag der **Armenkasse** erledigt werden. Er sieht nicht einmal so übel aus, wie man bei der langen Dauer des Krieges vielleicht vermuten möchte; denn die großen Mehraufwendungen werden zum großen Teile durch reichsgesetzliche Kriegsunterstützungen gedeckt. Immerhin mußte die Stadtkasse voriges Jahr einen Zuschuß von 253 000 Mark leisten, und für dieses Jahr hofft man mit ungefähr derselben Summe auszukommen. Insgesamt sind die veranschlagten Ausgaben der Armenkasse gegen das Vorjahr um 36 000 Mark (auf 433 000 Mark) gestiegen. Darunter sind vorgesehen: 90 000 Mark für Geldunterstützungen, 24 000 Mark für Naturalunterstützungen, 139 000 Mark zur Fürsorge für Kranke und Gebrechliche, 28 000 Mark zur Fürsorge in Armen- und Versorgungsanstalten, 90 000 Mark für Kinderpflege usw. Unter dem zuletzt genannten Betrage befinden sich auch 16 000 Mark für Stillbeihilfen. Voriges Jahr wurden für diesen Zweck rund 14 000 Mark von der Stadt ausgegeben. Die Zahl der Anträge ging 1915 infolge der Gewährung von Kriegswochenhilfe durch das Reich von 458 im Vorjahre auf 371 zurück, von denen seitens der Armenverwaltung 353 Anträge bewilligt wurden. — Die der Armenverwaltung angegliederte **Brockensammlung** fristet begreiflicherweise unter den jetzigen Verhältnissen ein besonders kümmerliches Dasein. Sie verursachte im vorigen Jahr 5787 Mark Ausgaben, während der von ihr erzielte Erlös nur 2736 Mark betrug. In der Brockensammlung wurden die sogen. Durchreisenden zum Ersatz ihrer Verpflegung so viel als möglich beschäftigt; deren Zahl ist von 2182 im Jahre 1914 auf 385 zurückgegangen. Neuerdings werden die Durchreisenden auch wieder mit dem Zerkleinern von Holz beschäftigt, eine Arbeit, die eine Zeit lang den Notstandsarbeitern vorbehalten war.

** In der letzten Zeit ist mehrfach geklagt worden, daß mit dem Eintritt frühlingsmäßiger Witterung auch das abendliche **Herumtreiben unbeaufsichtigter Kinder auf den Straßen** wieder beginne. Das Großh. Bezirksamt erläßt deshalb eine Bekanntmachung, welche geeignet ist, diesem Uebelstand und ebenso dem Rauchunfug entgegenzutreten. Sie lautet: „Das Verweilen von Kindern unter 15 Jahren auf öffentlichen Straßen und Plätzen ist in der Zeit **vom 1. April bis 1. Oktober nach 8 Uhr abends** ohne Begleitung Erwachsener verboten (zu anderen Jahreszeiten nach 7 Uhr abends). — **Eltern** und andere Personen, welche die ihrer Aufsicht unterstellten Kinder unter 15 Jahren hiervon nicht abhalten, sind **ebenfalls strafbar.** — Das **Rauchen** ist jugendlichen Personen unter 16 Jahren verboten. Die entgeltliche oder unentgeltliche Abgabe von Tabak, Zigarren und Zigaretten an jugendliche Personen unter 16 Jahren ist untersagt. Zuwiderhandlungen werden mit Haft bis zu 6 Wochen oder Geldstrafe bis zu 150 Mark bestraft. Bei der Durchführung dieser Vorschrift wird die Polizei durch Mitglieder des **Kinderschutzvereins** unterstützt. Die mit dem Straßenaufsichtsdienst betrauten Herren und Damen sind mit amtlichen Ausweisen versehen.

** Wir sind noch lange nicht am Ende unserer Kraft, mochten die Beobachter eines Schauspiels gedacht haben, das sich während der letzten schönen Tage den zahlreichen, auf dem Felde zwischen **Pforzheim und Kieselbronn** arbeitenden Bauersleuten darbot. Ein Lehrer aus der Stadt befand sich mit zwei Klassen 9—11jähriger Knaben auf einem heimatkundlichen Ausflug Kieselbronn zu. Gerade hatten sich die Stadtjungen gewaltig an den zahlreichen Osterhasen ergötzt, die truppweise auf den Saatfeldern umherjagten, als sie einer pflügenden Bauersfrau begegneten, deren zwei Kühe den Pflug nur mühsam und im Schneckentempo vorwärtszogen. Lange schauten sie zu. Plötzlich wurde aus einem benachbarten Bauernhause ein starkes Wagenseil herbeigeschafft; die trägen Kühe wurden weggespannt und im Sturm besetzten gegen 31 Schuljungen das Seil. Mit Hurra zogen sie den Pflug, den der Lehrer führte, schnell wie Pferde dahin. Nur wenn einer der Jungens im Uebereifer zu Fall kam und untergepflügt zu werden drohte, oder wenn aus gleichem Grunde Schuhe in Verlust geraten wollten, gabs heiteren Aufenthalt. An Kraft fehlte es durchaus nicht. Mit den ungeduldig harrenden Reserven gings mit neuer Kraft voran, und wäre das ferne Ziel des Ausflugs nicht zu erreichen gewesen, die Buben hätten wohl in ganz kurzer Zeit den Acker gepflügt gehabt. Es gibt wohl kein Spiel auf den städtischen Spielplätzen, bei dem die Jungens jemals Körper und Geist besser betätigen konnten als hier.

** Ein auch hier in Pforzheim wohlbekannter, um das Vaterland verdienter alter Afrikaner, **August Einwald**, ein Bruder des Herrn Uhrmachers Einwald, begeht morgen, am 8. April, in Wiesbaden, Weißenburgstraße 8, seinen 70. Geburtstag. Er war einer der ersten, der die unbedingte Notwendigkeit von Kolonien für Deutschland erkannte und selbst Hand ans Werk legte. Die Lucinabucht hatte er für Deutschland gesichert, und wenn diese Erwerbung aus politischen Rücksichten auch nicht von der deutschen Regierung bestätigt werden konnte, so hat er doch in seiner 20jährigen Tätigkeit in Südafrika manches Verdienst um die deutsche Sache erworben. Auch jetzt wirbt Einwald noch eifrig für seine Ideen. Erst dieser Tage hielt er wieder einen Vortrag, und zwar in Halberstadt vor Feldgrauen. Er will bis zum letzten Atemzuge — der aber hoffentlich noch recht fern ist — für unser Vaterland tätig sein.

** Noch vor wenigen Wochen, als fast kein Winter mehr erhofft wurde, stand man allgemein unter dem beängstigenden Eindruck, daß wir schon zu Beginn des Frühlings mit einer großen **Mäuseplage** zu rechnen haben würden. In Fachblättern wurden bereits allerlei Mittel, meist chemische, angegeben, mit denen man allgemein gegen die Mäuse zu Feld ziehen wollte. Doch alsbald wurde bekannt, daß die notwendigen Chemikalien knapp seien. Jedenfalls hätten wir gegen eine schon im Frühjahr auftretende Mäuseplage damit überhaupt nicht viel ausrichten können. Gegen die Natur hilft in solchen Fällen eben nur wieder die Natur, und sie scheint es zu unserem Heile mit den beiden letzten späten Schneefällen in der Hauptsache getan zu haben. Man kann die Bauersleute bei den Feldarbeiten nach dem Stand der Mäuse befragen, so viel man will, niemand will mehr eine Maus gesehen haben; man kann selbst Saatfelder abschreiten, nirgends hat sich ein beregter Mausbau von neuem wieder aufgetan. Sicher aber ist, daß neben den widerstandsfähigen Wühlmäusen in Rainen und auf trockenen Wiesen und Kleefeldern noch ein Rest Feldmäuse vorhanden ist, aus dem bei trockener Witterung in nicht zu langer Zeit eine große Zahl von Mäusen entstehen könnte. Diesem Rest sollte alsbald zu Leibe gegangen werden. Als in den 80er Jahren zuerst Vergütungen für gefangene Feldmäuse von den Gemeinden bezahlt wurden, wertete man die im Frühjahr gefangenen Mäuse mit 5 Pfennig das Stück, später mit 3 Pfg., und als es gegen das Spätjahr massenhaft Mäuse gab, mit 1 Pfg. Diese Abstufung sollte jetzt noch weit mehr zugunsten der jetzt gefangenen Mäuse ausgebaut werden, wenn man bedenkt, welche Zahl aus einem jetzt gefangenen Mäusepaar in Bälde entstehen kann, was dafür bezahlt werden müßte, wenn diese Nachkommenschaft später zu billigeren Kreisen gefangen würde, und das erst, nachdem sie unberechenbaren Schaden angerichtet hat.

** **Geflügelbrutprämiierung.** Es wird auf die in der zweiten Hälfte des Mai ds. Js. stattfindende Geflügelbrutprämiierung aufmerksam gemacht, welche von der badischen Landwirtschaftskammer in Verbindung mit dem bad. landw. Verein und dessen Bezirksvereinen veranstaltet wird. Sie hat den Zweck, die Aufzucht von Junggeflügel zu unterstützen und dadurch die Bestände zu vermehren und die Eiererzeugung zu fördern. Bedeutende Mittel sind hierfür vorgesehen. Die Höhe der Prämie richtet sich nach der Anzahl von Kücken und deren Wüchsigkeit. Zur Preisbewerbung werden alle Geflügelzüchter zugelassen. Es können Bruten aller Nutzhühnerrassen am Preisbewerb teilnehmen. Die Prämiierung erfolgt durch ein Preisgericht im Geflügelhof der Bewerber. Die Geschäftsstelle der badischen Futtervermittlung in Karlsruhe hat geschälte Hirse — das beste Futter für die Aufzucht von Junggeflügel — in ausreichender Menge zur Verfügung gestellt zum Preise von 25 Mark den Zentner. Auch der badische Bauernverein in Freiburg bietet Geflügelfutter an. Bedingungen und Anmeldebogen sind unentgeltlich von der badischen Landwirtschaftskammer in Karlsruhe zu beziehen. Prämiierungsgebühren werden nicht erhoben. Sämtliche Anmeldungen sind bis spätestens 1. Mai ds. Js. an die badische Landwirtschaftskammer zu richten.

** **Liebesgaben und Beihilfen an deutsche Kriegsgefangene in Rußland.** Bisher konnten an eine Adresse gerichtete Liebesgaben für Kriegsgefangene in Rußland als Eisenbahnfrachtgut nicht angenommen werden, weil eine durchgehende Schienenverbindung mit den russischen Bahnen über Schweden nicht besteht. Es konnten daher bis jetzt nur kleinere Sendungen mit der Post befördert werden. Jetzt hat sich die Vereinigung: Svenska Röda Korsets Hjälpkomite för krigsfanger (Der Hilfsausschuß des schwedischen Roten Kreuzes für Kriegsgefangene) in Stockholm, Linnegatan 77, bis auf weiteres, vorbehaltlich jederzeitigen Widerrufs, in entgegenkommender Weise bereit erklärt, als Eisenbahnfrachtgut aufgelieferte Liebesgaben an bestimmte Kriegsgefangene in Rußland in Empfang zu nehmen und die Weiterbeförderung der Sendungen an die Frachtbriefempfänger zu besorgen.

** Das Finanzministerium hat verfügt, daß auch in diesem Jahr den **Eisenbahnbeamten** und -Arbeitern Erholungsurlaub in beschränktem Umfange gewährt werden soll, wenn die dienstlichen Verhältnisse es zulässig erscheinen lassen. Im allgemeinen soll der Urlaub drei Vierteile der sonst zulässigen Dauer nicht überschreiten. In den Fällen in welchen der geordnete Urlaub weniger als 8 Tage beträgt, soll ein Urlaub bis zur geordneten Dauer gewährt werden dürfen.

** In Baden sind noch ältere Bestände an **Eichenschälwald** vorhanden, die gut zur Rindengewinnung benutzt werden können. Leider fehlt es aber an männlichen Arbeitern, sodaß, wenn nicht ausgiebige Aushilfe beschafft werden kann, große Waldbestände unausgenützt bleiben müßten. Deshalb hat sich die badische Landwirtschaftskammer mit einer Eingabe an das Großh. Ministerium des Innern gewandt mit der Bitte, bei der Inspektion der Gefangenenlager zu erwirken, daß für die Bedürfnisse der Eichenschälwaldbesitzer in ausreichender Weise und zur rechten Zeit Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt werden.

** Der Krankenkassenverband Karlsruhe sagt in seinem Geschäftsbericht für die Jahre 1914/15 über die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen während des Krieges, daß der vorausgesagte Zusammenbruch der Krankenversicherung keineswegs eingetreten, vielmehr bei der günstigen Umgestaltung des Wirtschaftslebens der Krankenstand während des Krieges erheblich heruntergegangen ist. Auch die ursprünglich befürchtete Störung in der Ärztefrage sei nicht eingetreten. Die Kassen seien während der Kriegszeit geschont worden und es seien durchweg günstige Abschlüsse zu verzeichnen. Infolge der fortgesetzten Kriegsbeorderungen hat die Mitgliederzahl der Karlsruher Kassen abgenommen; sie betrug im Jahre 1915 durchschnittlich 28 600 gegen 33 450 am 1. August 1914.

** **Mannheim**, 5. April. In einem Anfall geistiger Umnachtung stürzte sich ein 82-jähriger Bäcker von Lohrbach aus dem 4. Stock eines Hauses auf einen im Hof befindlichen Schuppen. Der Lebensmüde trug dabei so schwere Verletzungen davon, daß er alsbald starb. — In Altrip (Pfalz) spielte ein 16jähriger Knabe mit einer Gewehrpatrone. Das Geschoß explodierte und der Knabe erlitt so schwere Verletzungen, daß er starb. — Im Hafen von Ludwigshafen wurde der 33jährige Monteur Julius Jung von einer Lokomotive der Hafenbahn erfaßt. Dabei wurde ihm der Kopf vom Rumpfe getrennt.

** **Vom Filstal** schreibt man über die Obstaussichten: Hier hat die Obstblüte begonnen. Das Spalierobst, besonders die Frühsorten der Birnen stehen in Hochblüte. Doch läßt der Blütenansatz da und dort zu wünschen übrig. Besser stehen die Hochstämme. Dem Spätobst, wie Aepfel und Mostbirnen, steht eine überaus reiche Blüte in Aussicht. Selten einmal hatten diese Sorten einen so schönen Blütenknospenansatz. Vielversprechend stehen auch Pflaumen- und Zwetschgenbäume da. Ueber Kirschen läßt sich, da die Kirschbäume nicht sehr zahlreich sind, ein Urteil nicht gut abgeben.

** In **Singen** am Hohentwiel wurde durch die Gendarmerie ein Dienstmädchen verhaftet, welches ihr neugeborenes Kind durch Zertrümmerung des Schädels getötet hatte.

** **Nordheim**, O.-A. Brackenheim, 5. April. Im Alter von 92 Jahren ist hier die älteste Person unserer Gemeinde, Philipp Schiz gestorben. Er war früher eine längere Reihe von Jahren Gemeindepfleger, Gemeinde- und Kirchengemeinderat. Bis zum Tod verblieb ihm ein sehr gutes Gedächtnis und eine geistige Frische.

** **Hochdorf**, O.-A. Vaihingen, 5. April. Gestern ist unser früherer Schultheiß Reichert, der als Landtagsabgeordneter den Bezirk Vaihingen vom Jahre 1902 bis 1906 für den Bund der Landwirte vertrat, nach längerem Leiden gestorben.

** **Maulbronn**, 5. April. Das Militärgericht hat den 22 Jahre alten Dienstknecht Hermann Kifferle von Oberderdingen, Grenadier im Grenadier-Regiment Nr. 119, für fahnenflüchtig erklärt und sein Vermögen mit Beschlag belegt.

** **Rottweil**, 5. April. „Was doch die Franzosen für gute Leut sein müssen", dachte ein Mütterchen in dem Dörfchen E. droben in der Seegegend, da sie zu ihrer Freude in den Briefen ihres gefangenen Sohnes immer wieder lesen konnte: „Das Essen ist reichlich und schmackhaft, die Behandlung ist gut, ich befinde mich wohl und kann über nichts klagen." Solche Nachrichten kamen auch heute wieder. Was aber nur die Sätze zu bedeuten haben: „Bruder Matth. hat mir 4,2 Mark geschickt und Onkel Luk. 16,28 Mark." Sie wußte nichts von dem Geld. Also trägt sie den Brief zum Herrn Pfarrer. „Hat Ihr Sohn seines Neues Testament mit ins Feld genommen?" — „Ja!" — „So, dann werden wirs gleich haben!" Sprachs, schlägt die Bibel auf und liest: Evang. Matth. Kap. 4, Vers 2: „Und da er 40 Tage und 40 Nächte gefastet hatte, hungerte ihn", und weiter: Luk. 16, 28: Denn ich habe noch fünf Brüder, auf daß diese nicht auch kommen an den Ort der Qual." Das entsetzte Weiblein wußte genug und ging betrübt von dannen. Seitdem ist das Wort von den „guten Franzosen" nie wieder über ihre Lippen gekommen.

** Bei der **Aussaat von Kartoffeln** muß möglichst sparsam vorgegangen werden. Da die diesjährigen Kartoffeln ungewöhnlich groß sind, darf man sich die Mühe des Zerschneidens nicht verdrießen lassen. Daß man mit zerschnittenen Saatkartoffeln volle Erträge erzielen kann, ist jedem Landwirt bekannt. Bei den heutigen Preisen ist aber das Zerschneiden der Kartoffeln sehr lohnend. Es ist berechnet worden, daß bei der Aussaat im ganzen Reich leicht eine Menge von 1 750 000 Tonnen oder 35 Millionen Zentner erspart werden können. Für das Zerteilen der Saatkartoffeln ist folgendes zu beachten: Will man beide Schnitteile zur Saat verwenden, so schneidet man vom Kronenende nach dem Nabelende zu. Will man nur die eine Hälfte zur Saat benutzen, so nimmt man dazu das Kronenende und verwendet das Nabelende zu wirtschaftlichen Zwecken. Will man noch mehr teilen, was bei besonders wertvoller Saat möglich ist, so muß man darauf achten, daß an jedem Teilstück sich mindestens ein Auge befindet. Die Teilstücke können unmittelbar nach dem Zerschneiden mit den Schnittflächen nach unten ausgelegt werden. Schneidet man einige Tage vor dem Auslegen, so überziehen sich die Schnittflächen mit Wundkork, der sie vor Fäulnis schützt. Auf allen leichten und trockenen Böden ist das Schneiden unbedenklich, nur auf ganz schwerem und feuchtem Boden besteht die Gefahr, daß einzelne Schnittstücke in Fäulnis übergehen und nicht keimen.

Die deutschen Ausstände im feindlichen Auslande.

Auf viele Hunderte Millionen Mark belaufen sich die deutschen Außenstände im feindlichen Auslande. Die genaue Höhe der Gesamtsumme steht nicht fest. Denn bisher hat unsere Reichsregierung nur die deutschen Schulden an feindliche Ausländer amtlich aufgenommen, dagegen dem zweiten Teile des Reichstagsbeschlusses, auch eine amtliche Eintragung der deutschen Forderungen an das feindliche Ausland herbeizuführen, keine Folge gegeben. Die Reichsregierung konnte sich bei dieser ihrer ablehnenden Haltung darauf berufen, daß innerhalb unserer deutschen Gläubigerschaft selbst keine Einmütigkeit herrschte. In der Tat waren zwei einander entgegenwirkende Strömungen zu beobachten: in den großen Industrie- und Ausfuhrmittelpunkten des Westens und Südens herrschte von vornherein die Ueberzeugung vor, daß die deutschen Forderungen an das feindliche Ausland, soweit sie durch den Krieg notleidend werden sollten, durch besondere Maßnahmen des Reiches gesichert werden müßten und daß aus diesem Grunde die Sammlung und Prüfung der Forderungen durch geeignete Organe des Reiches vorangehen müsse. Dagegen erklärten sich zwei wichtige Mittelpunkte unseres Ausfuhrhandels: Hamburg und Berlin. In Hamburg ging man anfänglich wohl von der Ansicht aus, daß der Krieg nicht sehr lange dauern werde und daß mit Kriegsende die zerrissenen wirtschaftlichen Fäden umso eher und besser sich wieder anknüpfen lassen würden, je weniger der Staat sich hineinmischt. Es mag noch hinzugekommen sein, daß gerade in den Hansestädten seit Alters her eine beinahe unüberwindliche Scheu davor besteht, die Geschäftsbeziehungen aufzudecken, und sei es auch nur einem Vertrauensausschuß der Handelskammer. Aehnliche Gründe mögen in Berlin maßgebend gewesen sein. Auf der andern Seite war es zuerst eine Anzahl von Geschäftsleuten im Wuppertal, die sich schon unmittelbar nach Ausbruch des Krieges zusammentaten, am 12. August 1914 eine Eingabe an die Handelskammer zu Barmen richteten und darin die Schaffung einer Zentralstelle zur Anmeldung der auf ordnungsmäßigem Wege nicht eingehenden deutschen Guthaben befürworteten. Der Staat — so war das Ziel dieser Eingabe — müsse nach einem siegreichen Ausgang des Krieges den Betrag dieser (vorher von deutscher Seite geprüften) Guthaben von den feindlichen Staaten einfordern und ihn den deutschen Gläubigern auszahlen, während die feindlichen Staaten ihrerseits die ausgezahlten Gelder von den einzelnen Schuldnern wieder eintreiben könnten. Aus dieser Wuppertaler Gruppe entwickelte sich später der Verband zur Sicherung deutscher Forderungen an das feindliche Ausland, Sitz Barmen, der aus allen Teilen Deutschlands viele Zustimmungen und Mitglieder erhalten hat. Daneben vertrat der Kriegsausschuß der deutschen Industrie ebenfalls den Gedanken, daß die deutschen Außenstände gesammelt, ordnungsgemäß geprüft und unter den besonderen Schutz der Reichsregierung gestellt werden müßten; nur schlug der Kriegsausschuß als besondere Schutzmaßregel die Errichtung von „Ausgleichstellen" vor, wo deutsche Schulden an feindliche Ausländer eingezahlt und dagegen deutsche Forderungen ausgezahlt werden sollten. Daneben waren auch internationale oder neutrale Schiedsgerichte ins Auge gefaßt.

Eine wesentliche Klärung ist dadurch eingetreten, daß sich in Hamburg neuerdings ein grundsätzlicher Umschwung vollzogen hat. Vor einigen Wochen drang im Hamburger Export-Verein der Antrag durch, daß dieser Verein im Deutschen Exporteur-Verband für die amtliche Registrierung der Außenstände eintreten solle. In der vorigen Woche hat ein Ausschuß eine neue Eingabe an den Reichskanzler gerichtet und wiederum in sehr entschiedenen Worten den besonderen Schutz des Reiches für die durch den Krieg notleidend gewordenen Forderungen erbeten. Bemerkt sei, daß von den 28 Vereinen, die in Hamburg für diese Sache in Betracht kommen, ihrer 23 die Eingabe unterzeichnet haben. Inzwischen hat auch die Hamburger Handelskammer von diesem Umschwung der Meinungen Kenntnis erhalten, und es ist sehr kennzeichnend für den ausgeprägten Wirklichkeitssinn der Hanseaten, daß sich nunmehr nicht etwa noch weitere Gegensätzlichkeiten der Handelskammer ergaben, sondern daß vielmehr jetzt gerade die Handelskammer es war, die den weiteren engen Zusammenschluß der kaufmännischen Vereine in die Hand nahm, um dem bisherigen Mangel einer Organisation abzuhelfen.

Ueber kurz oder lang wird sich auch in Berlin ein ähnlicher Umschwung vollziehen — wahrscheinlich schon sehr bald. Denn je mehr Rechtsgrundsätze dieser Weltkrieg über den Haufen wirft und je mehr unsere Feinde ihrem Haß gegen uns praktischen Ausdruck geben, um so stärker wird sich in allen beteiligten Kreisen bei uns die Ueberzeugung Bahn brechen, daß es mit der Wiederherstellung der alten Rechtsbehelfe durch die Friedensverhandlungen allein nicht getan ist, daß vielmehr besondere Maßnahmen zur Sicherung der deutschen Außenstände notwendig sind, um dem nachwirkenden Hasse der Feinde zu begegnen. Es mag ja befremden, daß unsere Reichsregierung zurzeit noch keinen amtlichen Zwang zur Aufgabe und Prüfung der Außenstände ausüben will. Aber wenn sich erst die Meinungen innerhalb der beteiligten Kreise vollständig geklärt haben werden und außerdem die allgemeine militärisch-politische Lage eine noch stärkere Gewähr für die bestimmende Stellung Deutschlands bei den künftigen Friedensverhandlungen bieten wird, dann dürfte auch die Reichsregierung sich der gefährdeten Früchte deutscher Arbeit und deutschen Unternehmungsgeistes annehmen. Es wäre doch widersinnig, wollte Deutschland in diesem Weltkriege, der letzten Endes der Behauptung und Festigung unserer Weltstellung gilt, irgend etwas versäumen, um gerade die Volksteile vor verhängnisvoller Schwächung zu bewahren, denen er mit in erster Linie obliegt, an Deutschlands Weltstellung praktisch zu arbeiten.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg